

allgemeine Revolutionsverbot, von dem die deutschen Bischöfe ausgingen, durchbrochen. Wenn auch die jetzt als Möglichkeit entstandene *rebellio iusta* vom Papst sogleich einschränkenden Regeln unterworfen wurde, zu denen nicht zuletzt das Verbot innerlich schlechter Mittel gehörte, war damit der Diskussion über das, was Recht und Pflicht des katholischen Bürgers im nationalsozialistischen Deutschland sein könne, ein weiteres Feld eröffnet, als die Bischöfe annahmen, die sich im Jahre 1945 zu solchen Problemen äußerten. Daß die Bischöfe den Ertrag dieser Enzyklika nicht in ihre Reflexionen über das Verhalten von Kirche und Gläubigen in der NS-Zeit einbrachten, nimmt diesen einiges von ihrer Überzeugungskraft. Sie bedeuteten angesichts dieser päpstlichen Lehre, aber auch angesichts der in der Folgezeit noch wachsenden Kenntnis von den Ungeheuerlichkeiten des untergegangenen Regimes nicht das letzte Wort. Es blieben Fragen möglich, aus deren Diskussion allmählich eine neue Sicht von der moralischen Herausforderung entstand, die das nationalsozialistische System für alle Zeitgenossen bedeutet hatte. Diese Herausforderung heute schärfer als früher zu erfassen, bedeutet freilich noch nicht, auf sie sachlich angemessen reagieren zu können.

Paul

Ein Bericht mit Kommentar (in Auszügen)*

Von Franz Greiner

EINE KATHOLISCHE JUGEND¹

Am 1. und 2. Februar 1942 wurde Pauls Einheit in Mitrovica (Kroatien) verladen. Die Mannschaften hausten während der Fahrt mit Pferden zusammen. Drei Mann, sechs Pferde. In der Mitte des Waggons eine Feuerstelle, die nachts gelöscht sein mußte. Offiziere und Unteroffiziere fuhrten Holzklasse. Die Fahrt ging von der serbisch-kroatischen Grenze durch Ungarn, die Tschechoslowakei, Schlesien bis nach Ostpreußen, dann durch Litauen (Kowno), Wilna, Molodečno, Minsk, Orscha, Smolensk, Wjasma, Gschatzk. Sie dauerte 28 Tage. Die Dauer erklärt sich durch die Notwendigkeit, zweimal täglich ca. 100 Pferde zu tränken.

Als die Stabseinheit die Saveregion verließ, schien der Winter gebrochen. Wohl war überall noch Schnee, aber der Vorfrühling lag in der Luft. Das blieb so bis Minsk, Orscha. Als Paul auf dem Bahnhof von Smolensk Wasser zum Tränken der Pferde

Ceterum apud vos affirmatum quoque est, si quando potestates ipsae iustitiam ac veritatem manifeste impugnent, ita ut vel fundamenta auctoritatis evertant, non videri, cur improbari debeant cives illi, qui in unum coalescant ad tuendos semet ipsos nationemque servandam, licita atque idonea auxilia adhibentes contra eos, qui imperio abutantur ad rem publicam labefactandam.« Ebd. S. 196.

* Mit Rücksicht auf den Datenschutz wurden Eigennamen in den Territorien westlich und östlich der deutsch-deutschen Grenze zum Teil geändert.

1 Vgl. die Berichte in dieser Zeitschrift 2/85, S. 162ff. und 4/85, S. 358ff.

holte, liefen ihm auf dem Bahnsteig Soldaten mit offenen Jacken entgegen und riefen: Frühling, Frühling. Das Thermometer zeigte minus acht Grad.

Am 1. März wurden die Einheiten des Regiments in Gschatzk, 150 km vor Moskau, an der Rollbahn Smolensk-Moskau gelegen, entladen. Um Mitternacht, als Paul anspannte, wurde ihm mitgeteilt: Temperatur minus vierzig Grad. Die Truppe besaß zu diesem Zeitpunkt keine zusätzliche Winterbekleidung, nur baumwollene Kopfschützer. Wer in dieser Nacht ohne Ohrenschutz den Waggon verließ, mußte sofort ins Lazarett. Da es windstill war, spürten die Soldaten die Kälte wenig. Pauls Stabsbatterie legte am 1. März von zwei Uhr morgens bis elf Uhr vormittags die Strecke Gschatzk bis Samuljowo (38 km) ohne besondere Vorkommnisse zurück.

Weitere 25 km hinter Samuljowo, im Raume Prochori, wurden die Einheiten von Pauls Regiment zunächst provisorisch untergebracht. Vierzehn Tage nach Ankunft der Einheiten waren von den 1200 Pferden des Regiments mehr als 900 verendet. Zu diesem Zeitpunkt gewiß nicht eine Folge unzulänglicher Ernährung, noch besaßen die Einheiten ja Hafer und Ballenheu vom Transport. Der Hauptgrund für das Pferdesterben war die Unkenntnis deutscher Dienststellen von der eingeschränkten Leistungsfähigkeit der Tiere bei extremen Temperaturen.²

Pauls Einheit lag im Bereich der Heeresgruppe Mitte (Bock, v. Kluge) und gehörte zum rechten Flügel der 9. Armee (Model). Die deutschen Verbände waren seit Mitte Dezember mehr als 100 km vor Moskau zurückgedrängt worden. Es waren die gleichen Truppen, die den beispiellosen Vormarsch – als Infanteristen fast immer zu Fuß – im Sommer und Herbst von der polnischen Grenze durch Weißrußland über die Orschahöhen bis vor Moskau (mehr als 1000 km) hinter sich gebracht hatten. Sie waren jetzt erschöpft und warteten auf Ablösung.

Als Paul diese Soldaten vor den Holzhäusern Prochoris in der Sonne sitzen sah, hatte er den Eindruck, leblose Leiber, auf Stühlen und Hockern sitzend – noch lag ja überall Schnee – zu sehen. Das stimmte natürlich nicht. Doch gaben die Männer, rief man oder sprach man sie an, keinerlei Lebenszeichen von sich. Leere Blicke, offen, auf einen imaginären Punkt in der Ferne gerichtet. Surrealistische Gestalten in einer wüsten Dali-Landschaft. Paul kannte damals noch nicht die Gründe für ihre körperlich-geistige Erschöpfung. Ihn und seine Kameraden wunderte nur das Ausmaß an Apathie, die alle Dienstgrade dieser Einheiten befallen hatte. Man hätte ihnen Fahrzeuge, Geschütze und Feldküchen wegnehmen können – sie hätten sich nicht gerührt. Dem Zustand dieser Truppe entsprach die Landschaft. Totenstille. Schneefelder, hinter denen sich schwarze Wälder erhoben. Nicht ein Schuß in der Landschaft. Stille auch weiter vorn (bei Bolschoje Prichabi). Kein Zweifel: Auch der Gegner auf der anderen Seite des 800 Meter breiten Niemandslandes war total erschöpft. Von einer Hauptkampflinie konnte nicht gesprochen werden. Bescheidene flache Gräben für die Beobachter auf beiden Seiten – das war alles.

Paul hatte den Weg zwischen Abteilungsgefechtsstand und vorderster Linie zweimal in der Woche zurückzulegen. Es gab Schwierigkeiten mit den Nachrichtenverbindun-

2 Albert Seaton. Der russisch-deutsche Krieg 1941-1945. Frankfurt 1973. hat mehrmals darauf hingewiesen, daß die unzulängliche Vorbereitung des Ostfeldzuges und die Unwissenheit deutscher Führungsstellen über Land und Leute der UdSSR mit einer der Gründe für die schwere deutsche Niederlage vor Moskau gewesen seien.

gen. Die Kabel isolierten nicht ausreichend. Die Batterien der Funkgeräte funktionierten nicht wegen der Kälte. Die vier Kilometer nach vorn zu gehen, war für Paul angenehmer, als auf der Straße Schnee zu schaufeln. Eine notwendige und zugleich sinnlose Arbeit. Immer wenn die Männer des Räumdienstes (von 8.00 bis 17.00 Uhr ohne jede Verpflegung) ein paar Meter der Straße von der Schneedecke befreit hatten, blies ein ständig aus gleicher Richtung kommender Wind hinter ihnen die Straße wieder zu.

Zunächst waren die Einheiten in den Holzhäusern des Dorfes untergebracht. Doch bald setzte man die Häuser in die Waldungen, die die Dörfer umgaben. Diese Waldhäuser wurden, nachdem sie standen, fast nicht benutzt, weil spätestens seit Mitte März mit dem Bunkerbau (in den Wäldern) begonnen wurde. Wochenlang schlugen Pauls Kameraden in brusttiefem Schnee Fichten und Kiefern für Bunkerwände und -decken (eine Decke hatte bis zu vier Lagen von Baumstämmen übereinander). Ostern noch minus acht Grad in der Frühe. Nach wie vor nichts vom Kriege hörbar, großer Friede, der Friede eines Kirchhofs oder der Friede totaler beiderseitiger Erschöpfung. Dieser Zustand war unwirklich, aber erträglich.

Was die Männer belastete, war vor allem das Bewußtsein, von der Heimat abgeschnitten zu sein. Es gab über Wochen keine Feldpost, die Lebensmittelrationen beschränkten sich auf eine dünne Wassersuppe (täglich 17.00 Uhr Ausgabe) und 400 g Brot pro Tag. Manchmal gab es dazu eine Dose gefrorenes Büchsenfleisch und eine zähe rote Marmelade.

Der eigentliche Feind Pauls und seiner Kameraden war zwischen Mitte März und Mitte Mai der Hunger. Es gab kein anderes Thema als Essen, rauschhafte Beschreibungen von Mahlzeiten, die jeder vorgab, einmal mitgemacht zu haben, bis einer der Männer wütend wurde und fürchterlich auf diesen Krieg zu fluchen begann. Alle fluchten dann mit, und kein Parteispitzel war da, der sie verpiffen hätte. Erst mit Beginn der Schlammperiode verbesserte sich die Nachschublage. Post kam wieder regelmäßig, aber die Männer um Paul zogen die frischen jungen Brennesseln der Wälder und die Schenkel der Frösche der sterilen Konservenverpflegung vor.

Das war dann schon nach der Zeit der Schlammperiode. Diese setzte im mittleren Abschnitt der Front Ende April ein und dauerte vierzehn Tage. Während dieser Zeit verwandelten sich alle Wege und Straßen, hatten sie nur leichtes Gefälle, in reißende Bäche und Flüsse. Das plane Gelände ein einziger Sumpf, da, wo fetter Boden, Morast. Nach vierzehn Tagen war alles vorbei: der Frühling war über Nacht gekommen. Man glaubte das Gras wachsen zu sehen. Nachts, wenn Paul vor Bolschoje Pritchabi lag, konnte er bis drei Uhr morgens Zeitung lesen, so stark war das Nordlicht. Doch auch bei trockenen Böden fielen die Mücken über die Männer her, machten Arbeiten und Schlafen schwer. Pauls Kameraden beschmierten sich die Gesichter mit Birkenharz, schnitten sich die Haare ab, verrieben Birkenwasser in die Kopfhaut – alles im Kampf gegen die Mücken. Beim täglichen Lausen in der Sonne waren sie der Meinung, wenn schon Ungeziefer, dann lieber Läuse als Wanzen. Im übrigen waren Pauls Kameraden, die Gespannfahrer, Nachfolger der Hunsrückler, immer auf frische Nahrung erpicht. Einige von ihnen waren ständig unterwegs, um »Frisches« zu sammeln. Von der Wehrmachtsverpflegung nahmen sie nur Brot und Fett. Auch im Umgang mit Wasser waren sie sehr penibel. Nicht einmal zum Säubern von Gerät benutzten sie Tümpelwasser. Brunnenwasser und in den Wochen zuvor Schnee

wurden vor Gebrauch immer abgekocht. (Keiner von ihnen konnte zu diesem Zeitpunkt wissen, daß die Ausfälle der Wehrmacht vor Moskau in diesem Winter 900 000 Männer betragen hatten, und daß davon fast 600 000 auf Erfrierungen und Typhuserkrankung fielen.)

Pauls Einheit hat in den Monaten März, April, Mai nicht viel vom Krieg gemerkt. Paul bekam wieder Sonderfunktionen; er wurde für drei Monate Hilfskrankenträger und Hilfhufbeschlagschmied. Warum man ihn zu diesen Diensten berief, wurde ihm nicht erklärt.

Erst im Sommer kam es vor Rschew zu Angriffen des Gegners, die aber Pauls Einheiten nicht in Schwierigkeiten brachten. Die Front wurde begradigt, Prochori blieb Zentrum der Abteilung; hier hielt sich auch Paul auf seinen beiden Arbeitsplätzen auf; einmal in der Woche mußte er Essen in die Hauptkampflinie fahren.

Ende November erhielt Paul zum erstenmal großen Urlaub: vier Wochen Leipzig. Diese Leipziger Tage fielen zeitlich zusammen mit den schweren Kämpfen um Stalingrad. Daß im Süden der Ostfront nicht alles so lief, wie die Führung sich das wünschte, war Paul und seinen Freunden klar. Nicht hingegen war für sie bis Weihnachten sicher, daß die 6. Armee verloren war. Trüb und schwerlastend empfand Paul diese Wochen, wenn ihn auch das Kriegsgeschehen an den Fronten nicht sonderlich erregte. Bezeichnend dafür sind drei Vorkommnisse in dieser Zeit. Das erste ist dasjenige, das am wenigsten vermittelbar ist. Der Urlaubszug von Gschatzk nach Leipzig fuhr über Minsk, Molodečno nach der Grenz- und Entlausungsstation Wirballen. (Die Fronturlauber konnten seit dem Sommer 1942 nicht mehr den kürzeren Weg Minsk-Brest fahren wegen der Partisanen.) In Molodečno war ein längerer Halt. (Die Dauer der Fahrtunterbrechung wurde den Soldaten mitgeteilt.) Paul verließ den Zug und ging ins Restaurant. Es war ein warmer, hellerleuchteter Saal. An langen Tischen saßen die Soldaten und aßen Suppe oder tranken Kaffee. Zwischen den Bänken eilten junge Frauen in weißen Kitteln oder Kleidern hin und her, reichten Speisen und Getränke an, sprachen und scherzten mit den Soldaten. Keine Überschwenglichkeiten, keine falschen Gesten, eine entspannte, heitere Atmosphäre, so wie ein Träumer den Frieden träumt. Wodurch bekam das Bild seine unvergeßliche Wirkung auf Paul? – Das war die Erscheinung der jungen hochgewachsenen Frauen. Paul, der seit 23 Monaten nicht mehr in der Heimat gewesen war und seit zehn Monaten kein weibliches Wesen mehr zu Gesicht bekommen hatte, blieb lange von dem Bild der dienenden Frauen von Molodečno verzaubert. – Das zweite Vorkommnis dieses Urlaubs ist verständlicher. Paul erzählte zu Hause, wie Landser damals von der Front und dem Leben an der Front erzählten. Als er auf das Lausen und Entlausen zu sprechen kam, fragte seine Mutter, weshalb er denn den weiten Umweg über Litauen/Wirballen gefahren sei. Paul sagte der Partisanen wegen. Sie fragte weiter: Wie schützt ihr euch vor ihnen? Er: An der Front, wo er sei, gebe es keine Partisanen. Er hatte den Eindruck, daß die Antwort seine Mutter nicht befriedigte. – Das dritte Vorkommnis ist das banalste, verständlichste, typischste, weil ganz im Rahmen dieses Krieges bleibend. – Stationen der Rückfahrt von Leipzig zur Front. Am 24. 12. bis 20.00 Uhr mußte Paul wieder an der Grenze in Wirballen sein. Er erhielt ein Päckchen – es war ja Heiligabend. Aber die Stimmung unter den zur Front fahrenden Landsern war trostlos. Dann fuhren sie noch in der Nacht weiter und blieben tags darauf in einer Schlucht stehen, das heißt, der Zug wurde in die

Schlucht rangiert. Bald darauf begann es zu rumpeln, die Einschläge von Bomben: Fliegerangriff. Die Landser suchten Schutz unter den Bänken des Waggons, aber das war nicht nötig; der Angriff der russischen Flieger galt dem Bahnhof Wjasma, speziell den beiden riesigen Landserschlahfhäusern (Soldatenheimen) direkt im Bahnhofsgelände. Hier hielten sich immer mehrere tausend Urlauber auf und warteten auf ihre Züge. Als Paul Stunden später zu Fuß durch das verwüstete Gleisfeld ging, stellte er fest: die beiden Heime waren total zertrümmert.

Am 1. 1. 43 wurde Paul zum Gefreiten befördert. Die Stimmung in seiner Einheit war zu diesem Zeitpunkt nicht gut. Die Kameraden verfolgten aufmerksam, fast angestrengt die Nachrichten über die Entwicklung in Stalingrad. Der Krieg »vor ihrer Haustür« interessierte sie nicht. Eine ähnliche Einstellung hatten auch die Offiziere. Paul stellte das fest, wenn er Nachtdienst auf dem Abteilungsgefechtsstand hatte; dort mußte immer wenigstens ein Offizier sein. Paul sammelte bis 1.00 Uhr morgens die Feindbeobachtungen der drei Batterien der Abteilung und gab sie dem Regiment telefonisch weiter.

Daß über das Ende der 6. Armee in Stalingrad hinaus noch sehr viel mehr sich an den Fronten der Heeresgruppe Süd ereignet hatte – schwere Einbrüche der Russen bis zum Donjez und vor Charkow –, merkten Paul und seine Kameraden erst Anfang März, als die weit nach Osten vorspringende Mittelfront über 200 km zurückgenommen wurde. Der Wintermarsch des Regiments blieb frei von Feindbelästigung, die Truppe marschierte tagsüber mit ihren Panjegespannen, nachts schlief man in Iglus (Schneehütten). (Alle zwei Stunden wurde geweckt, die Männer mußten sich die Füße warmtreten.) Paul wurde nach Abschluß der sog. Büffelbewegung als Rechner und WuG (Waffen- und Geräteunteroffizier) zu einer neu zusammengestellten Batterie abkommandiert. Ihr Standort war 20 km südöstlich von Jelnja vor Spas-Demensk direkt an der Ugra. Hier standen die vier Skoda-Kanonen Kaliber 7,5 cm in der Wiese am Fluß bis Anfang Oktober. Diese Monate waren Pauls schönste Zeit in Rußland. Sein Chef, Karl Hübsch, damals Oberleutnant, kannte Paul seit den Handballspielen um den Divisionspokal im Pariser Prinzenpark. Karl Hübsch war einer der besten Rugby-Spieler, die Deutschland je besessen hat. Er stammte aus Handschuhsheim bei Heidelberg und spielte für Deutschland zweiundvierzigmal international. Er ließ Paul freie Hand in der Batterie, machte ihn praktisch zum Batterieoffizier, wenn er vorn auf dem Gefechtsstand war. Die Batterie schoß wenig in dieser Stellung, es war wie im Frieden. Die Männer vertrieben sich die Zeit mit Doppelkopf und Skat. Paul hat die Wiesen der Ugra nur sonnenüberflutet in Erinnerung.

Aber wie in der früheren Stellung in Prochori: auch hier war die Landschaft menschenleer. Und das hatte Folgen für Paul. Er bekam Mitte Mai von seiner Mutter ein größeres Paket. Es enthielt zwei Puppen, große Puppen, über dreißig Zentimeter lang. Sie waren aus Stoff und hatten Arme, Beine und einen etwas zu großen, aber schön bemalten Kopf. Es waren handgemachte Puppen, man sah das sofort. Im Brief stand, Paul solle die Puppen kleinen Mädchen im Dorf schenken. Er erhalte bald weitere Sendungen. Paul wußte nicht so recht, was seiner Mutter antworten. Er sprach beim Abendessen mit Karl Hübsch darüber; der Chef machte ihn darauf aufmerksam, daß keine fünf Kilometer hinter der Feuerstellung der Batterie ein Lager mit russischen Frauen sei, die eine zweite Auffanglinie aushöben, die kämen als Abnehmer der Puppen in Frage. Paul fuhr mit dem Fahrrad an einem der nächsten Tage

direkt an die Schanzplätze der Frauen und gab den ersten beiden, die er sah, die Puppen.

Keine vierzehn Tage später erhielt die Batterie den Befehl, ab sofort für zwei Nachmittage der Woche einen Wachsoldaten für das weibliche Schanzkommando Ugra abzustellen. Der Chef in Begleitung vom Hauptwachtmeister fuhr also ins Frauenlager, um die Angelegenheit zu klären. Als die beiden abends zurückkamen und Paul den Chef fragte, wie es gewesen sei, sagte der: Sie wollen nur Sie haben, den Puppensoldaten.

Paul war während der Monate Juni/Juli zweimal wöchentlich Wächter von 42 russischen Frauen, die im Dienste der Wehrmacht zu schanzen hatten. Es waren junge und kräftige Frauen, denn die Arbeit war schwer. Freitags, eine Stunde vor Feierabend, führte Paul seine Frauen an den Fluß zum Baden. Alle gingen ins Wasser, plantschten, schwammen. Auch Paul. Sein Karabiner lag neben seiner Uniform auf der Uferböschung. Keine der Frauen hat versucht, sich seiner Waffe zu bemächtigen, aber jede hätte es gekonnt.

Ende Oktober machte die Batterie ihren ersten und letzten Stellungswechsel. Der Verlust von Charkow und Stalino – das bedeutete Verlust der Ukraine für Deutschland – zwang die 4. Armee im Mittleren Abschnitt auf die Linie Witebsk-Orscha-Tschaussy zurück. Nach schweren Rückzugsgefechten, den schwersten, die Paul an der Front erlebte (180 km von der Ugra bis Tschaussy), zog Paul mit den Kameraden 40 km östlich Mogilew am Ufer der Prona in Stellung. Die Herbstregen hatten eingesetzt, es war Schlammzeit. Zum Glück war die Auffangstellung ausgebaut.

Paul wurde am 1. 11. Obergefreiter und fuhr am 6. 11. erneut für vier Wochen in Urlaub. Obgleich die Lage an den Fronten aus der Sicht der Führung alles andere als rosig war und die Troupiers sich hüteten, Optimismus zu verbreiten, fuhr Paul wesentlich unbeschwerter als bei seinem ersten Rußlandurlaub nach Leipzig. Er nahm da Verbindung auf mit der Frau seines Chefs in Heidelberg und besuchte seine Cousine, die in der Nähe Bambergs nach den schweren Angriffen auf Hamburg Ende Juli/Anfang August 43 eine bescheidene Bleibe gefunden hatte; er ging auch in die noch immer spielenden Theater und die Konzerte der Stadt. Drei- oder viermal versammelten sich in diesen Wochen die Mitbewohner im Luftschuttkeller des Hauses, immer vor Mitternacht. Alles war gut organisiert. Auf jeder Etage des Treppenhauses ein Kasten mit Sand, daneben zwei Eimer mit Wasser gefüllt, an der Wand lehnten schrubberähnliche Geräte, Feuerpatschen genannt. Die jüngeren Frauen, die mit ihren Kindern im Keller saßen, kannten im Falle eines Luftangriffes und bei Feuersbruch alle ihre Einsatzplätze im Wohnhaus Lützowstraße 2, heute Niederkirchnerstraße 2. Das Haus war, verglichen mit den anderen Häusern der Straße, bevorzugt, denn an seiner Westseite floß die Pleiße, der Fluß der Stadt. Also kein Wassermangel im Ernstfall, so sagte man. Der Ernstfall trat ein in der Nacht vom 4. auf 5. Dezember 1943. Es war der erste und, was das Ausmaß an Zerstörung betraf, zugleich schwerste Angriff auf Leipzig. Die Schäden, die die 527 Bomber mit ihren 1382 t Bomben anrichteten, sind in der Innenstadt und im Promenadenbereich bis heute – mehr als vierzig Jahre lang – nicht verheilt. (Die Zahl der Toten: 1182.)

Trotzdem war es ein Angriff mit relativ begrenzten Verlusten an Menschenleben. Die englischen Bomber (Lancaster II und III) warfen während des zwanzig Minuten langen Angriffs hauptsächlich Stabbrandbomben, nur wenige Flüssigkeitsbrandbom-

ben (damals Phosphorkanister genannt), die praktisch nicht löschar waren, und noch weniger Sprengbomben. Die Fünf-Tonnen-Luftminen waren Ende 1943 von den Engländern noch nicht entwickelt. Sie haben bei späteren Angriffen auf die Stadt die ausgebrannten Ruinen im Zentrum und Gewandhausviertel zum Einsturz gebracht. Die Leipziger Stadtkommandantur verlängerte Pauls Urlaub um acht Tage, um – wie es hieß – ihm die Schadensbeseitigung zu ermöglichen, obgleich das Haus Lützowstr. 2, Pauls Wohnhaus, im Gegensatz zu allen anderen Häusern der Umgebung den Angriff heil überstanden hatte. Vom Tag des Angriffs ab spielten in Leipzig keine Theater mehr, war Pauls Pfarrkirche zerstört, so wie alle innerstädtischen Kirchen (St. Thomas, Matthaei, Nikolai, Barfüßer, Augustiner) schwer beschädigt waren.

Nach der Rückkehr zur Front wurde Paul zum Regimentsstab versetzt. Seine neue Funktion war die des Regimentsgefechtsschreibers. Sein Dienst beschränkte sich auf die Nachtstunden zwischen 23.00 und 3.00 Uhr morgens. Er sammelte die Informationen der drei Abteilungen des Regiments ein und gab sie der Division weiter. Die ständigen Kontakte, die Paul in dieser Funktion mit den Stabsoffizieren des Regiments hatte, bestärkten ihn in der Beurteilung der militärischen Lage: Die Niederlage war nicht mehr abzuwenden. Seine Stuben- bzw. Bunkerkameraden – ein Zeichner aus Gießen und ein Rechner aus Chemnitz (später eine bekannte Persönlichkeit der DDR-Hochschulprominenz) – teilten Pauls Lagebeurteilung: daß nur der Weg durch die absolute Niederlage zum Ende Hitlers und der Parteiherrschaft führen werde und daß alle Energien und Kräfte nur mehr auf die Frage der Sicherung vor dem angreifenden Feind, ja des nackten Überlebens eines jeden einzelnen zu richten seien. Paul empfand es seltsam, daß sein Chemnitzer Kamerad – früheres Mitglied der »Falken« (des sozialdemokratischen Jugendverbandes vor 1933) – das Ende der Nazis herbeiwünschte, sich auch darüber im klaren war, auf welche Weise das allein geschehen könne und gerade unter dieser Vorstellung litt: wie furchtbar das alles für sie werden würde.

Anfang April 1944 wurde Pauls Divisionsverband aus der 4. Armee ausgegliedert und zur Auffrischung nach Ostpreußen geschickt. Pauls Regiment war schon Mitte März in Mogilew verladen und 500 km südwestlich in den Raum nördlich von Kowel (180 km nördlich von Lemberg) gebracht worden. Kowel, damals noch polnische Ukraine, stand zu diesem Zeitpunkt in Gefahr, von den russischen Panzerspitzen genommen zu werden. (Die Stadt war seit dem 19. 3. eingekesselt, konnte aber von den Russen nicht erobert werden.) Paul wohnte zunächst mit seinen Kameraden 20 km nördlich von Kowel seit langer Zeit wieder in Häusern, leuchtend weiß getünchten Häusern. Die Dörfer hatten Kirchen mit Zwiebeltürmen wie in Bayern. Gärten und Felder, die Dorfstraßen, alles sehr sauber, trotz vier Jahren Krieges: nichts von »polnischer Wirtschaft«. Die heitere Landschaft hätte für die den Schnee- und Schlammregionen Weißrußlands entkommenen Kameraden Pauls eine Stätte der Erholung sein können, wäre nicht die Angst vor Partisanen gewesen.³

3 Dazu S. Seaton: Obwohl es in der Ostukraine kaum Partisanen gegeben hatte, war die Westukraine mit ihren Wäldern und der gemischten polnisch-ukrainischen Bevölkerung eine regelrechte Brutstätte für die Partisanenbewegung, denn die Polen betrachteten Deutsche, Russen und Ukrainer als Feinde, während die ukrainischen Partisanen oft gegen die Polen und entweder für oder gegen die Rote Armee kämpften, ebd. S. 317.

Zum Glück hatte Pauls Einheit keine Ausfälle zu beklagen. Paul erhielt auch hier von seiner Mutter vier Puppen, die er den Kindern im Dorf schenkte.

Am 4. April zog Pauls Einheit in Kowel ein. Russen und Deutsche waren am Ostrand der Stadt nur durch einen zwei Meter hohen Bretterzaun voneinander getrennt. Man sah sich gegenseitig nicht, also existierte der jeweilige Gegner für den anderen nicht. Genau im Rahmen dieser Logik verhielt man sich auch. Obgleich an manchen Abschnitten der Stadt keine zwanzig Meter voneinander entfernt, fiel kaum je ein Schuß. Die Einheiten der Ersten Weißrussischen Front (Schukow) wurden neu geordnet. Die deutsche 2. Armee, der Pauls Regiment unterstellt war, war viel zu sehr geschwächt, um einen Gegenstoß gegen die weit vorgedrungenen Russen wagen zu können.

Während Pauls Einheit in Kowel kaum etwas vom Kriege spürte, gerieten die im Mittlere Abschnitt der Front stehenden Verbände in der letzten Juniwoche unter schwersten Druck. Am 22. 6. griffen die Russen im Raume Witebsk an, einen Tag später im Raume Smolensk und Bobruisk. Bis zum 1. Juli waren 28 Divisionen der Heeresgruppe Mitte zerschlagen. Die Gesamtverluste betragen 300 000 Mann.⁴

Am 14. Juli erfolgte dann der Angriff der Russen in der Nordukraine, am 18. 7. der der Ersten Weißrussischen Front in Richtung Bug und Brest. Erst Mitte August kam die Front wieder zum Stehen. Die deutschen Restverbände waren jetzt an der Weichsel.

Pauls Einheit verließ Kowel zwischen dem 6. und 10. Juli. Da niemand von ihnen wußte, was hinter ihrem Rücken vor sich ging, sie frei von Feindberührung waren, auch keinen Fliegerangriffen ausgesetzt waren, das Wetter heiter, die Landschaft reich und üppig, herrschte unter ihnen eine fast ausgelassene Stimmung. Der Weg führte über Chelm, Piaski, Swidnik, Lublin – die Stadt brannte lichterloh, so daß die Fahrer die Rücken der Pferde mit nassen Säcken bedeckten, um den Funkenflug abzuhalten –, dann in südwestlicher Richtung auf Sandomierz zu. Hier ging die Einheit über die Weichsel, bezog etwas weiter nördlich Stellung, 15 km vom westlichen Weichselufer entfernt, so daß Pauls Einheit nicht mehr in die Kämpfe weiter südlich um den Brückenkopf Baranow verwickelt wurde. Während dieses für die deutschen Armeen verheerenden Rückzuges kam es am 20. Juli zum Attentat des deutschen Widerstands. Als die Nachricht vom Radio gemeldet wurde, löste sie bei den Soldaten keine Resonanz aus. Am gleichen Abend zogen sie durch ein Dorf – die Sonne war noch nicht untergegangen –, auf dessen Marktplatz ein Baum stand, an dem drei Wehrmachtsangehörige aufgehängt waren. Der Chemnitzer sagte laut zu Paul: Da hängen mal wieder die Falschen.

Pauls neuer Regimentsgefechtsstand lag 25 km östlich von Opatow, nördlich der San-/Weichselmündung. Die Bunker wurden in einen Hang hineingebaut, sicher vor Fliegerbomben und Artilleriebeschuß. Auf der Höhe lagen Felder, zum Teil nicht geerntet, unterhalb des Hanges das Dorf. Es war bewohnt, die Häuser stattlich, die Wohnungen verrieten Wohlstand. Hier lebte Paul bis zum 4. Januar 1945.

Wiederum hat er diese Wochen und Monate in freundlicher Erinnerung. Die Stellung der Einheit geriet nie unter Beschuß, die Nächte wurden nicht durch die

4 »Das Ausmaß dieser deutschen Niederlage entsprach dem der Katastrophe von Stalingrad« (Seaton).

berüchtigten russischen »Nähmaschinen« gestört (ein einmotoriges Schulflugzeug, das sehr langsam und sehr tief nachts über deutsche Stellungen flog und in Abständen Bomben warf, solange der Vorrat reichte.) Einmal hatte der Regimentsstab Alarm. Südlich von ihm waren russische Panzer durchgebrochen. Die Mannschaften bezogen Position in einem reifen Mohnfeld auf der Höhe und lagen nach einer Stunde in tiefem Schlaf. Im September erhielt dann auch die Stabsbatterie einen sog. NSFO (Nationalsozialistischen Führungsoffizier). Diese Einrichtung war nach dem 20. Juli vom »Führer« geschaffen worden, um der Truppe »fanatischen Widerstand« im Sinne der Partei einzuimpfen. Der NSFO im Stab und der Stabsbatterie Pauls war der Sohn einer Diplomatenfamilie, deren Einstellung zum NS-Regime zumindest im Auswärtigen Amt bekannt war. Die Mutter dieses NSFOs stand mit in der vordersten Front des deutschen Widerstands gegen Hitler. Der junge Leutnant hatte die Aufgabe, alle vierzehn Tage Mannschaften und jüngere Offiziere im Sinne der Partei zu vergattern. Er baute seine Zehn-Minuten-Rede nur aus Zitaten von Hitler- und Goebbelsreden, montierte sie derart, daß der Unsinn nicht zu überhören war. Paul und seine Bunkerkameraden standen unbewegt dabei und schauten mit Pokergesichtern in die Ferne. Kam dann das »Weggetreten«, erhob sich homerisches Gelächter.

Die schönsten Erinnerungen aber hat Paul an zwei Familien im benachbarten Dorf, in deren Häusern er ein- und ausging. Seine Mutter versorgte ihn zu diesem Zeitpunkt reichlich mit Puppen, so daß er unter den Dorfbewohnern bald als Kinderfreund bekannt war. Die Bauern boten ihm als Gegengabe weiße Bohnen, die er annahm und säckchenweise nach Leipzig schickte: insgesamt fast ein Zentner. (Die Hülsenfrüchte haben in den ersten Hungerjahren nach Kriegsende seinen Eltern das Leben erhalten.) Paul konnte sich mit seinen polnischen Freunden gut verständigen, weil die meisten von ihnen deutsch verstanden und zum Teil auch sehr gut sprachen. Die Hauptsorge der Polen war: Was wird, wenn die Rote Armee kommt? Sollten wenigstens die Jüngeren nicht weiter nach Westen gehen? Paul machte ihnen klar, daß das nichts nütze. Wichtiger sei, daß jeder von ihnen einen sicheren Unterschlupf habe, wenn der Russe die deutschen Linien angreife. Sie könnten, da sie nicht weit von der Front entfernt wohnten, im Falle des Angriffs nicht im Dorf bleiben. Sei die Feuerwalze erst einmal über sie hinweggegangen, dann müßten sie diejenigen, die von ihnen am meisten gefährdet seien, zu verstecken suchen. Er, Paul, rechne nicht damit, daß die Russen das Land hier an der Weichsel dicht besetzt hielten. Ihr Ziel sei ja Deutschland und Berlin.

Am 7. Januar fuhr Paul das letztmal auf Urlaub nach Leipzig. Die vier Wochen Heimurlaub standen ganz unter dem Eindruck des Großangriffs der Russen an der Weichselfront, vor allem, weil der Angriff von Baranow aus in Richtung Breslau vorgetragen wurde. (Das Kriegstagebuch von Pauls Regiment hält fest, daß das Regiment im Januar 1945 im Weichselbogen vernichtet worden sei. Neuaufstellung im März in Schlesien.)

Paul war Zeuge eines weiteren schweren Luftangriffes auf Leipzig. Wiederum blieb das Haus Lützowstr. 2 verschont. Sein Urlaub wurde des Angriffs wegen um drei Tage verlängert. Am Sonntag, dem 10. Februar, mußte er zurück zur Front. Seine Eltern verbargen ihre Sorgen nicht. Paul blieb von allem, was ihn umgab, merkwürdig unberührt. Er mußte seine Einheit suchen – das war für ihn aus Überlebensgründen wichtig. Sonntag vormittag im überfüllten Dresdner Hauptbahnhof, drei Tage vor der

Vernichtung der Stadt, dann – von Frontleitstellen gelöst – Cottbus, Sommerfeld, Grünberg, Liegnitz, Waldenburg und wieder zurück. In Glogau fand er seine Kameraden. Er war überrascht und erfreut, daß sie kaum Ausfälle während des letzten vierwöchentlichen Rückzuges gehabt hatten. Stab und Stabsbatterie zogen sich bis Ende März auf die Oder-Neiße-Linie zurück. Das neu aufgestellte, durch einige Reserven ergänzte Regiment lag im Raume Forst. Die Division in Cottbus, der Stab des Regiments in Klinge. Auf dem Wege von Glogau nach Forst über Guben ging es zügig voran. Die Straßen waren hier nur noch selten von Flüchtlingstrecks blockiert. Hingegen fanden sie immer häufiger in den menschenleeren Ortschaften von der Feldgendarmarie aufgehängte deutsche Soldaten.

Paul hatte zweimal wöchentlich Melderdienst. Er fuhr an diesem Nachmittag mit dem Fahrrad von Klinge bis 4 km westlich Kathlow. Dort gab er die Regimentspost (Dienstpost) ab und übernahm die Divisionspost (Dienstpost). An der Straße von Klinge nach Süden lagen mehrere Einzelhöfe, deren Bewohner noch nicht den Marsch nach Westen angetreten hatten. Paul wurde mit einer Bäuerin näher bekannt, nachdem er sie, als sie gemeinsam die Straße Richtung Kathlow radelten und von russischen Tieffliegern angegriffen wurden, in ein Gebüsch hineingezogen hatte und sie vor ihrer Familie immer wieder beteuerte, Paul habe ihr das Leben gerettet. Paul lag fast drei Wochen mit dem Stab in Klinge. Die letzten zehn Tage vor dem Stellungswechsel des Regiments und der Division war er jeden Nachmittag und Abend bei dieser Familie. Immer wieder das gleiche Thema: Sollen wir bleiben? Sollen wir gehen? Paul empfahl den beiden Frauen, Mutter und Tochter, einem schönen zwanzigjährigen Mädchen, aufzubrechen und von Cottbus aus zu versuchen, weiter nach Westen zu kommen. (Beiden Frauen gelang es tatsächlich, noch vor Ende des Krieges Kassel zu erreichen.) Die Großeltern waren nicht zu bewegen, den Hof zu verlassen. Doch begriff der 70jährige Bauer, daß ein paar Deckungslöcher hinter dem Haus auf der Wiese nichts schaden könnten.

Am 16. April begann der letzte Großangriff der Roten Armee gegen die zerbrochene deutsche Abwehrfront. Konjews Erste Ukrainische Front brach die deutschen Stellungen zwischen Forst und Muskau (an der Neiße) auf und griff schon einen Tag später Cottbus und Spremberg an, konnte aber die Städte nicht nehmen. Die russischen Panzerverbände gingen dann über die Dresdner-Berliner-Autobahn und wälzten sich nach Norden Richtung Berlin. Am 25. April, also neun Tage nach Angriffsbeginn, nahmen Konjews Verbände die Berliner Vorstädte Zehlendorf, Lichterfelde, Lankwitz.

Pauls Einheit lag zu diesem Zeitpunkt bei Lieberose (im nördlichen Spreewald). Wieder einmal hatte sein Regiment die alte Stellung verlassen, bevor der Gegner angegriffen hatte. Von Klinge aus zog die Einheit über Peitz, Turnow nach Lieberose, mehrmals von feindlichen Tieffliegern schwer unter Beschuß genommen. Sonst war vom Feind nicht viel zu sehen. Unklar war allen, wie die Front verlief, denn man hatte aus dem Radio erfahren, daß die Russen im Rücken der deutschen Verbände schon bis nach Berlin vorgestoßen waren.

Pauls Einheit war in diesen Wochen nur mehr der Rest eines militärischen Verbandes. Ihm hatten sich zahlreiche Zivilisten angeschlossen. Es waren junge couragierte Frauen, mit Pistolen und Maschinenpistolen bewaffnet. Sie waren entschlossen, mit den Resten der Heeresverbände in eine nichtrussische Gefangenschaft

zu gehen. Wurde Paul gefragt, was er von dieser Absicht halte, riet er in den meisten Fällen ab. Denn es war ihm klar, daß das Ziel aller dieser Menschen, in amerikanische oder englische Gefangenschaft zu gelangen, nur dann erreichbar wäre, wenn es gelänge, aus dem Kessel auszubrechen und unversehrt durch russisch besetztes Gelände zu den eigenen Verbänden an der Elbe zu gelangen. Wie vielen von ihnen das möglich sein würde, wer wollte das wissen?

Nach alledem, was Paul und seine Kameraden bis jetzt vom Verhalten des Feindes gehört hatten, war es notwendig, Mädchen und Frauen in den Waldungen zu verstecken. Doch für wie lange Zeit? Vielen Frauen, denen Paul dazu riet, war das eine zu unsichere Empfehlung, und daher blieben sie bei der Truppe.

In diesen letzten Tagen schien kein Raum und keine Zeit mehr zu sein für Krieg, Kriegshandlung und Kriegswirkung. Nur noch apokalyptische Zeichen, die freilich nicht erschütterten, denn man hatte sich an sie gewöhnt. Kamen Paul und die Kameraden in ein Haus, um ein paar Stunden zu bleiben, so war das erste nachzusehen, ob das Haus keine Toten beherberge. Mehr als einmal waren Erhänge von den Lampen in den Schlaf- oder Wohnzimmern abzunehmen. Bestattet wurde niemand mehr. Auch nicht Pauls Kommandeur, der nach einem Wortwechsel mit einem Gefreiten wegen einer Lappalie, Parken eines Fahrzeugs, mitten am Tag, mitten auf der Straße erschossen und dieser keine Minute später vom Burschen des Oberstleutnants ebenfalls zusammengeschossen wurde. Feldgendarmerie schoß Menschen um, die sich nicht ausweisen konnten, knüpfen Soldaten auf, die sie »der Entfernung von der Truppe« verdächtigten. Gleicherweise wurden solche Feldgendarmen nach vollbrachter »Dienstverrichtung« von Soldaten »umgelegt«. Das Ende dieses Rückzugs war Märkisch-Buchholz, am Westrand des deutschen Kessels gelegen. Dort fand sich Paul am 29. 4. ein. Er hatte gute Nächte gehabt in den letzten Tagen. Leere Betten gab es ja genug.

Hier nun hatte Paul ein denkwürdiges Gespräch mit einem fünfjährigen Mädchen, Elisabeth. Sie saßen zusammen – es war noch sehr früh und frisch – auf einem Holzblock für Milchkanen vor dem Haus, und er wußte, daß es der letzte Tag relativer Sicherheit sein würde. Am Abend des Tages sollte der Durchbruch durch die russischen Linien gewagt werden. Das Mädchen Elisabeth stammte aus Liegnitz und hatte seine Eltern im Wirbel des Krieges verloren. Es saß neben Paul und erzählte ernst und eifrig von seiner Kindergartenwelt, den Freuden und Freundschaften der Kinder, ihren Tätigkeiten und Spielen, und erzählte so plastisch und intensiv, daß die Kraft seiner Phantasie Paul allen Wahnsinn und alle Verbrechen dieses Krieges vergessen ließ. So daß, als die Betreuer Elisabeths nach einer Stunde auf sie zutraten und erklärten, sie könnten am Abend leider nicht mit den Soldaten weiterziehen und müßten bleiben, sie hätten aber die Anschrift der Eltern Elisabeths, und es dürfte Paul nicht schwerfallen, das Kind dort abzugeben, er überlegte, ob es das Mädchen nicht mitnehmen solle. Aber nur für einen Augenblick, dann war ihm klar: es ging nicht, die Verantwortung wäre zu groß gewesen. Und wie sollte er mit dem Mädchen nach Burg bei Magdeburg kommen? Niemand wußte, wie weit die Russen das Land zur Elbe hin besetzt hielten. Der Abschied war schwer. Paul merkte: nicht nur für ihn. Aber es ging nicht anders. Er hat nie wieder etwas von Elisabeth gehört.

Gegen Einbruch der Dunkelheit am 29. April traten dann die nach Süden abgedrängten Reste der 9. Armee (Busse) und die der 4. Armee (Glaeser) gemeinsam

mit zahlreichen Zivilisten von Raum Märkisch-Buchholz aus zum Angriff an. Die erste Welle bildeten einige einsatzbereite Panzer, begleitet von mehreren tausend sog. Wehrwölfen, 12- bis 16jährige Jungen, mit Karabinern und Panzerfäusten bewaffnet. Dahinter die Masse der Soldaten aller Waffengattungen, ein bunter Haufen, fast in Tuchfühlung von Mann zu Mann, für feindliche MGs lohnendes Ziel. Die Männer waren fast nur mit Handfeuerwaffen ausgerüstet; dann dahinter der bescheidene Troß von PKWs, alle mit Verwundeten beladen, dahinter wieder eine Welle von Soldaten und Polizisten, gemischt mit Zivilisten, vor allem Frauen und Kindern. Aber schon in der ersten und vor allem zweiten Welle gab es zahlreiche Frauen, die sich wie erprobte alte Landser verhielten.

Der Durchzug der deutschen Verbände durch das vom Feind besetzte Gebiet dauerte vom 30. 4. bis 4. Mai. Zurückzulegen waren ca. 60 km. Alle Einheiten, die den Durchbruch wagten, sind später militärgeschichtlich als »im Kessel von Halbe zerschlagen« (Halbe bei Märkisch-Buchholz) registriert worden. Paul kann sich jedoch nicht erinnern, während der fünf Tage im Kessel Feinde gesehen zu haben bzw. unter Feindeinwirkung gestanden zu haben. Die Russen hatten zwischen Neiße und Berlin offene Flanken, sie kontrollierten – mit Sicherheit in den ersten Tagen – mit ein paar Panzern die Autobahn Berlin-Forst und die Straßen Jüterborg/Luckenwalde bzw. Treuenbrietzen/Beelitz/Potsdam, also die Hauptverbindungsstraßen in nordsüdlicher Richtung. Die Gefahr, angeschossen zu werden und liegenzubleiben, kam eher von den herumballernden Landsern, die nie genau wußten, wer vor oder wer hinter ihnen sich bewegte. Obgleich es also nicht ungefährlich war, möglichst weit vorn im (gelockerten) Marschverband sich aufzuhalten, weil man von hinten, den eigenen Leuten erschossen werden konnte, war es jedem erfahrenen Landser klar, daß der Gegner je länger desto eher die Reste der Verbände im Kessel abfangen und vernichten würde. Es hieß also rasch durch den Kessel kommen. Dabei wußte man nicht, wie tief er sich nach Westen erstreckte.

Doch Paul hatte Glück. Er hielt sich immer dicht an den Kommandeurswagen, in dem der Nachfolger des auf der Straße erschossenen Oberstleutnants saß, ein Hauptmann, schwer verwundet durch Bauchschuß. Gefahren wurde der Wagen von einem Kameraden Pauls, einem Obergefreiten. Auf dem Fond des Schwimmgagens lag ein weiterer Schwerverletzter, den sie, obgleich sie ihn nicht kannten, mitgenommen hatten. Die Anspannung war groß, geschlafen wurde während der vier Tage nur stundenweise. Von Einheimischen erfuhren sie, daß das Gebiet südlich von Potsdam wieder in deutscher Hand sei. Pauls Gruppe erreichte ohne jede Verbindung mit dem Hauptharst tatsächlich südlich Elsholz (zwischen Beelitz und Treuenbrietzen) die Reichsstraße 2. Da der Fahrer den Wagen nicht über den Bahndamm fahren konnte, hob er seinen schwerverletzten Chef aus dem Wagen und trug ihn über den Damm. Paul stand bei seinem Verwundeten und fragte ihn, ob er glaube, daß, wenn Paul ihn trüge, er ebenfalls den Weg schaffe. Der hatte noch nicht geantwortet, als von Süden her ein russischer Panzerspähwagen langsam heranfuhr und ca. 50 Meter von ihnen entfernt anhielt. Die Luke wurde geöffnet, zwei Soldaten sahen zu ihnen herüber. Der Verwundete sagte zu Paul: Erschieß mich, und drückte ihm seine Pistole in die Hand. Paul setzte sie an die Schläfe des Verwundeten und drückte ab, aber es löste sich kein Schuß. Der Verwundete fiel vom Wagen. Mit ein paar Sätzen rannte Paul der

Böschung zu, ging über den Bahndamm, sah seine Kameraden und wußte, daß er hinter der deutschen Linie war. Die Russen taten nichts.

FÜR MARIANNE

Sie verstehen, daß die Situation am Bahndamm von Beelitz Paul unvergeßlich geblieben ist. Es war nach seiner Überzeugung eine absolut einmalige Situation in seinem Leben, nicht allein deshalb, weil zuvor während dieses Krieges noch nie jemand ihn gebeten hatte, von ihm erschossen zu werden. Dabei war Paul mehr als einmal dagebewesen, als Kameraden, schwer verletzt, unter fürchterlichen Schmerzen litten, wenn keine Betäubungsmittel vorhanden waren und die Verwundeten über Knüppeldämme zum Hauptverbandsplatz gefahren werden mußten. Nie hatte da ein Verwundeter um den Todesschuß gebeten. Paul hätte einen solchen Wunsch auch nicht erfüllt. Am Bahndamm von Beelitz war es anders. Paul und der Verwundete standen unter Schock. Sie waren kaum eine Stunde zuvor an diesem Morgen an einer Lichtung entlanggefahren, auf der es vermutlich vor ganz kurzer Zeit zu einer Begegnung zwischen einem Flüchtlingstreck und Panzereinheiten gekommen war. Das Bild das sich da ihnen geboten hatte,⁵ hatte zur Folge, daß der Verwundete am Bahndamm, als er merkte, er schaffe es nicht, über den Damm zu kommen, nur den einen Wunsch hatte, tot zu sein, und Paul, genauso geschockt, ohne Zögern bereit war, ihm den Wunsch zu erfüllen. Natürlich wußte er schon kurze Zeit darauf, daß eine solche Handlung für ihn als katholischen Christen schlechterdings unerlaubt sei. Aber in der Situation am Bahndamm war ihm dieses Wissen nicht gegenwärtig. Hier reagierte er nur. Doch wie – eben das ist die Frage, die ihn später lange Zeit beschäftigt hat. Es war seiner Ansicht nach nicht nur Reflex, nicht allein Trieb, Instinkt, die ihn so handeln ließen, auch Überzeugung kam hinzu: Sicherheit für den Mann gibt es nach menschlichem Ermessen erst, wenn er tot ist, nach Erfüllung seines Wunsches. Es klingt grotesk, ich weiß, aber so war es. Paul war zeitlebens dankbar, daß der Schuß nicht losgegangen war, er den Mann nicht erschossen hatte. Und trotzdem nochmals: Wäre der Schuß losgegangen, Paul hätte sich – dessen bin ich sicher – auf Grund der Umstände nicht schuldig fühlen müssen.

Das ist ja das Besondere dieses Zweiten Weltkrieges: nicht die räumliche und quantitative Ausweitung oder die gigantischen Schlachtenabfolgen in Europa und Fernost, nicht die 45 oder 55 Millionen Toten (davon ein hoher Anteil von Zivilisten, Frauen und Kindern), das nicht mehr zu überbietende Ausmaß an Technik und Mitteleinsatz, sondern die Einfärbung dieses Krieges durch das Verbrechen, geplantes und exakt durchgeführtes Verbrechen. Einfärbung. Vielleicht wäre richtiger: Perversion des Krieges durch das Verbrechen (sofern man bereit ist, nicht jede Form von Krieg als Entartung zu bezeichnen). Ich weiß nicht, ob ich Ihnen als einer Spätgeborenen ausreichend verdeutlichen kann, was Paul und ich mit dieser Formulierung meinen. Es ist, zugespitzt gesagt, die Frage, ob der Krieg, den der »Oberste Kriegsherr der Deutschen« begonnen hatte, nachdem ihm klar war, daß er ihn verlieren würde – das war nach Ausweis der Militärhistoriker bereits nach der verlorenen Schlacht vor Moskau 1941 und dem Eintritt der USA in den Krieg der Fall –, ob also dieser Krieg

5 Seaton hat solche Szenen beschrieben, ebd. S. 421-425.

nurmehr die Funktion zu erfüllen hatte, abzulenken und es dadurch möglich zu machen, daß – ohne jeden wirksamen Protest, weder im Inland noch im Ausland – Hekatomben von »lebensunwerten« Lebens und »Untermenschen« systematisch erschossen, erschlagen, vergast, also vernichtet werden konnten. Ich weiß, die zeitgeschichtliche Forschung hat Zweifel, daß die Vernichtung der Juden von Anfang an so exakt geplant war, wie dies uns heute im Rückblick erscheint. Aber es waren ja nicht nur Juden, die vernichtet wurden, die Tötung und Vernichtung traf Zigeuner, Polen, Serben und vor allem Russen, immer wieder Russen, und fast nie zufällig, sondern laut Anweisung, also organisiert. Erst innerhalb dieses organisierten Rahmens tobte sich dann Soldateska aus.

War Paul davon betroffen? Ja, weil er, wenn schon kein Täter, so doch Zeuge und daher Wissender war. War jeder deutsche Soldat damals davon betroffen? Nein, wenn er weder Täter noch Zeuge, noch Wissender war. Das waren alle Soldaten, die nicht über Jahre hindurch an den Fronten des Ostens und Südostens und deren rückwärtigen Gebieten standen. Man kann also sagen: Es wurde an vielen Fronten Krieg geführt, nicht anders als im Ersten Weltkrieg: unter dem Vorzeichen nationalen oder auch nationalistischen Anspruchs. Und es wurde zugleich auch Krieg geführt – auf anderen, eben den östlichen Kriegsschauplätzen, wo Kriegshandlungen ins Verbrechen umschlugen, weil die Auseinandersetzung nicht unter herkömmlichen nationalen Vorzeichen stand, sondern unter dem rassistischer und völkischer Ideologie.

Paul hat immer unterschieden zwischen den Promotoren und Profis des ideologischen Krieges, den sog. Einsatzkommandos im Osten, von Anfang an in Tätigkeit, schon in der Endphase des Polenfeldzuges 1939: SS und Polizeiverbänden, den Todesschützen, die von Anfang an das Bild und Image der Wehrmacht besudelten, und eben den Verbänden des Heeres. Wehrmachtseinheit und SS-Verband waren nicht identisch und handelten im allgemeinen nicht vergleichbar. Doch wenn auch der Abscheu der Wehrmachtssoldaten vor dem Gebaren der SS-Verbände unbestritten war, verhindert hat die Wehrmacht die Verbrechen der schwarzen Verbände nicht.⁶

Hat die aktive Truppe der Wehrmacht im Osten bzw. ihre Führung Schuld auf sich geladen, weil sie das Morden der Einsatzkommandos nicht unterbunden hat? Paul hat mich mehrmals gewarnt: Vorsicht, keine Selbstgerechtigkeit, keinen moralischen Purismus. Jeder hatte damals mit sich zu tun. Er muß sich nachträglich allenfalls fragen, was er sehenden Auges zugelassen hat, was zu verhindern möglich gewesen wäre, und ob und wo er Leben gerettet hat, sofern das möglich war. Natürlich gab es solche Situationen; nur fast nie da, wo die schwarzen Schergen waren. Ich bin da nicht ganz Pauls Ansicht, ja, ich meine, seine Position ist eine Ausflucht. Die Rückführung der Verantwortung auf das Gewissen des einzelnen – einverstanden. Aber nicht zu vergessen: die Verantwortungen waren unterschiedlich groß, so unterschiedlich wie

6 Dazu Krausnick/Wilhelm. Die Truppe des Weltanschauungskrieges. Stuttgart 1982. – Sehr viel schärfer, die Führungsstäbe des Ostheeres schwer belastend, urteilt Jürgen Förster (Die Umsetzung der ideologischen Absichten Hitlers in Befehlsform, Die Regelung der Tätigkeit der SS im Operationsgebiet des Heeres. Die Einschränkung der Kriegsgerichtsbarkeit, Der Kommissar-»befehl«) in »Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg«. Bd. 4: Der Angriff auf die Sowjetunion. Herausgegeben vom Militärgeschichtlichen Forschungsamt. Stuttgart 1983, S. 421ff.

die Einsichten in die politische und militärische Lage: ein Armeechef, ein Korpskommandeur hatten einen weiteren Horizont, einen größeren Überblick als Schütze Meier. Daher auch sehr viel weitergehende Verantwortungen.

Es ist bemerkenswert, wie wenig bis heute über diese Verantwortung nachgedacht worden ist. Gewiß, es gibt den Widerstand vom 20. Juli (er war nie populär in der Bundesrepublik), es gibt die Weiße Rose, Unternehmen, gescheiterte Unternehmen gegen das System. So unterschiedlich ihre Ausgangspositionen waren, sie haben Verantwortung bewiesen. Paul sagt, es waren Ausnahmen, deren Beispiel man nicht zur allgemein verbindlichen Richtschnur machen sollte. Einverstanden. Aber falsch wäre es daraus zu folgern, daß das Gegenteil von dem, was Widerstand im Dritten Reich vor aller Welt angezeigt hat, für die Masse des Volkes, sofern sie nicht Parteigänger Hitlers war, das Normale gewesen sein müßte: die Willfährigkeit, im Dienste des Systems seine Pflicht zu erfüllen, zu arbeiten, Kriegsdienst zu leisten. Das ist – wiederum deckt sich hier meine Meinung nicht mit der Pauls – in meinen Augen doch eine Form von Komplizenschaft. Und ich kann Paul darauf hinweisen, was er seinerzeit in Joigny dem Heerespsychologen erklärt hat: Verzicht auf die Offizierslaufbahn mit dem Hinweis auf die Unerlaubtheit von Komplizenschaft.

Vielleicht muß ich unterscheiden. Ich sprach von der Willfährigkeit, im Sinne des Systems Dienste, Kriegsdienste zu leisten. Wer wie Paul und ich den 1. September 1939, den Tag des Kriegsausbruches, miterlebt hat, weiß, daß von Willfährigkeit keine Rede sein konnte. Der Dienst mit der Waffe war weitgehend erzwungen. Soldat wurden die meisten damals, weil sie Soldat werden mußten, nicht aus Neigung zu diesem Handwerk, nicht aus Treue zum System, nicht aus Liebe zum Vaterland. Zwang war also das Eingezogenwerden zum Militär- und Kriegsdienst. Nicht aber gab es Zwang zur Karriere in diesem Dienst. Man mußte nicht Unteroffizier und Offizier werden. Darin waren Paul und ich uns immer einig. Nur in der Frage: Bedeutete der Wille zur Karriere in dieser Wehrmacht bereits Komplizenschaft mit dem System, oder war er Ausdruck der Lust am Elitären – und damit Ausdruck politischer Unreife?⁷ Paul lehnt das ab, er spricht sich dagegen aus, wenn man diese – gewiß –

7 Bischof Ernst Tewes charakterisiert einen in der Wehrmacht weitverbreiteten Führungstyp wie folgt: »Das Militärische als Versuchung. Die Uniform als Versuchung. So erschien es mir bei manchen Befehlsträgern, besonders bei denen mit dem mickrigen, »kleinbürgerlichen Geist«. Die ihnen auf einmal zugefallene militärische Möglichkeit, anderen legitim Befehle erteilen zu können, verkrafteten sie menschlich nicht. Sie waren dem nicht gewachsen. Sie unterlagen der immer und bei jedem vorhandenen Versuchung zur Macht. Sie mißbrauchten die Macht zur Selbstbestätigung und zur Selbstprofilierung, nachdem ihnen das zivile Leben derartiges nie geboten hatte. Sie fühlten sich in ihrer Rolle mehr oder weniger wohl und ahnten nicht, daß sie einem Dämon verfallen waren« (Ernst Tewes, Seelsorger bei den Soldaten 1940-1945. Aufzeichnungen und Erinnerungen. In: Das Erzbistum München und Freising in der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft. Herausgegeben von Georg Schwaiger. München/Zürich 1984, S. 282). – Tewes, ebd., über die jungen aktiven Katholiken damals: »Da gab es damals junge Menschen, die als Christen mit allem Ernst aus dem Glauben lebten, die, wenn man sie im Vertrauen gefragt hätte, offen ihre tiefe Gognerschaft gegen die »nationalistische Weltanschauung«, gegen Hitler und seinen Krieg bekundet hätten und auch bekundet haben. Sie wußten, daß ihre Familien und ihre Freunde daheim und an den Fronten nicht anders dachten. Im Grunde waren sie unverführbar. Und dennoch wollten sie, einmal in einen Krieg und zum Soldatensein gezwungen, nicht als unzuverlässig, nicht als solche gelten, denen man keine Verantwortung und dementsprechende Aufgaben zutrauen kann und darf. Außerdem verband die Soldaten, was immer sie über

zugespitzte Frage in jedem Fall mit ja beantwortet. Er läßt nur in seinem eigenen Fall das Recht, ja die Notwendigkeit, sich zu weigern, zu. Es ist dies – seiner Ansicht nach – eine Frage der Einsicht, Einsicht nicht nur des Intellekts, sondern der Existenz. Das ganze vorher gelebte Leben weiß hier allein die rechte Antwort.

Doch auch da ist Paul vorsichtig. Wir haben uns immer gewundert, wie Menschen, die das Parteiensystem damals haßten und verurteilten, wie selbstverständlich Offiziere waren und Kriegsdienst im Osten geleistet haben. Wir haben halbe Nächte darüber diskutiert, wie etwa der Personenkreis der von Kardorffs, Männer und Frauen, an deren Ablehnung Hitlers und seiner Partei nie ein Zweifel bestand, sich nicht die Frage gestellt haben, was eigentlich der Dienst der Brüder und Freunde an der Ostfront im Hinblick auf den »Führer« bedeutet hat. Denn ihnen wie jedem urteilsfähigen Deutschen war doch klar, daß die Wehrmacht als Instrument in der Hand des »Führers« und Reichskanzlers nur dessen Pläne und Ziele zu verfolgen hatte. Und nichts anderes. Trotzdem sind sie nicht »Für Führer, Volk und Vaterland« gefallen (wie die Formel damals hieß), und sie haben auch nicht gegen »Untermenschen« (Goebbelsjargon) gekämpft, denn sie waren längst Offiziere der Wehrmacht, als Hitler den Angriffsbefehl gegen Rußland gab. Nein, sie waren Offiziere, weil es seit Jahrhunderten in ihren Familien Brauch war, daß Söhne, wenn sie schon Soldaten waren, dann nur Offiziere sein konnten. Tradition. Freilich eine nicht in Frage gestellte. Es bleibt schon bemerkenswert, daß sehr viele helllichtige und politisch erfahrene Männer und Frauen in den Jahren damals sich diese Frage niemals gestellt haben.

Gewundert haben sich Paul und ich lange Zeit darüber, wie glatt die Nation in diesen Krieg hineinschlidderte, eigentlich genauso widerstandslos wie am 30. Januar 1933 ins Dritte Reich. Dabei war die Stimmung 1939, auch bei der Masse der rund 10 Millionen Parteimitglieder, wesentlich schlechter als 1933. Nur: opinion leader außerhalb der Partei gab es nicht. Die wenigen, die hätten sprechen können, sicher auch sprechen müssen: diesen Krieg als eine ungerechte Sache hinstellen (denn wer glaubte schon im Ernst an den Überfall polnischer Soldaten auf den Sender Gleiwitz), hatten mit sich selbst zu tun und fanden erst später den Mut zum offenen Wort, doch auch das betraf nicht den Krieg. Erst 1943 einigten sich katholische Bischöfe auf den sog. Dekaloghirtenbrief, doch der blieb der Masse des Volkes und der Front unbekannt.⁸

Man muß ernsthaft fragen: Warum eigentlich dieses Schweigen gegenüber den Machthabern in Sachen Krieg und Kriegsgeschehen? Viktor Konzemius hat eine

ihre Situation, das NS-System und den Krieg dachten, die gemeinsame Solidarität, aus der auszubrechen sie als nicht anständig empfanden. Sie waren in einer Kette von gegenseitiger menschlicher Abhängigkeit und Schuld miteinander verbunden. Jeder war auf die Hilfe des andern angewiesen. Das alles in dem gemeinsamen Unglück, in das man ohne eigenes Zutun geraten war, durchzutragen und sich nicht auszuschließen, erschien ihnen Verpflichtung . . .« Dies ist genau die Charakterisierung der Mitschüler Pauls in Vaalen und Hadern. Diese jungen Leute waren niemals Nazis, haßten die Partei und respektierten den dieser Partei hörigen Staat.

8 Der verstorbene Ludwig Volk SJ qualifiziert die Denkschrift vom Dezember 1941, die Kundgebung vom Passionssonntag 1942 sowie den Dekaloghirtenbrief von 1943 als »fast so etwas wie eine Ehrenrettung des Bischofsgremiums, ohne, ja gegen den Willen des Fuldaer Konferenzvorsitzenden«. In »Stimmen der Zeit« 178 (1966), S. 267.

Antwort versucht mit dem Hinweis auf die Mentalität der Bischöfe, die obrigkeitshörig erzogen worden seien. Das mag für evangelische Kirchenleitungen zutreffen. Für den katholischen Episkopat in seiner Gesamtheit gilt das sicher nicht. Die Bischöfe hatten ja vor 1933 und während der dreißiger Jahre zu Ausschreitungen und Übergriffen der Partei nicht geschwiegen. Und die Proteste einzelner Bischöfe gegen Euthanasie sind unbestritten wie auch die Folgen dieser Proteste. Die Immobilität der Bischofsversammlung gegenüber lebensentscheidenden Fragen des deutschen Volkes scheint vor allem ein Ergebnis der in diesem Gremium über Jahre anhaltenden Kontroverse gewesen zu sein: Wie verhalten wir uns gegenüber Staat und Partei? Da eine eindeutige Antwort auf diese Frage damals sicher schwierig war, sollte man sich vor zu harten Urteilen hüten: Weder kann gelten die harte Kritik des Berliner Prälaten Adolph gegenüber den Bischöfen von Meissen (Wiemken) und Osnabrück (Berning) sowie dem Vorsitzenden der Fuldaer Konferenz noch das Diktum des in die Fänge der NS-Justiz geratenen Bischofs von Meissen, Petrus Legge, gegenüber der Bischöflichen Vollversammlung.⁹

Die Lage war für die Kirchenleitungen vielfach schwieriger als für den Klerus an der Alltagsfront. (Ihm kommt unbestritten der Ruhm zu, trotz ständigen Druckes der Gleichschaltung widerstanden zu haben.) Doch verdient die innerepiskopale Kontroverse während der dreißiger Jahre und während des Krieges besondere Aufmerksamkeit. Der »leise« Flügel, unter der Ägide des Vorsitzenden der Fuldaer Konferenz, der sich zur Politik der »Eingaben« entschlossen hatte, argumentierte mit dem Hinweis auf pastorale Verantwortung: die seelsorgliche Betreuung der Gläubigen solle und dürfe nicht gefährdet werden. Das war sicher keine Alibi-Argumentation, denn auch diejenigen Bischöfe, die dem Kurs des Breslauer Erzbischofs nicht folgten, konnten sich dem Argument seelsorglicher Verantwortung nicht entziehen.

Hier stellt sich nun die Frage: Wie konnte es möglich werden, daß bei solch ausgeprägter seelsorgerlicher Optik und Verantwortung der Zuständigen für Hunderttausende, wenn nicht Millionen katholischer Soldaten der Wehrmacht, Frontsoldaten, zumal im Osten, über Jahre eine Seelsorge praktisch nicht existiert hat?

Bitte, glauben Sie mir, das ist nicht eine leere Behauptung oder Unterstellung. Wir besitzen zu dieser Frage – vierzig Jahre nach Kriegsende – nur ein Werk von Rang, das dieser Frage nachgegangen ist. Es stammt vom Mainzer Kanonisten Georg May und erschien erst 1978.¹⁰

May hat festgestellt, daß zu keinem Zeitpunkt im Frieden und im Krieg die Zahl der Militärseelsorger ausreichend gewesen ist. Verständlicherweise war es nicht im Sinne der Partei, speziell gewisser Typen in ihr, daß die Kirche Einfluß auf die Soldaten nahm. Die sollten ja »Führer, Volk und Vaterland« dienen. Daher wurden auch in neu gegründeten Formationen wie Waffen-SS und Görings Luftwaffe von vornherein keine Seelsorgsdienststellen eingerichtet. May belegt in seinem Standardwerk dagegen hinlänglich, daß die Chefs der Stäbe in Heer und Marine sowie die Mehrzahl der Troupiers der Wehrmachtsseelsorge nichts in den Weg legten, ja daß man bei ihnen

9 Vgl. den Beitrag Hürten in diesem Heft, S. 536.

10 G. May, Interkonfessionalismus in der Deutschen Militärseelsorge von 1933 bis 1945. Amsterdam 1978. 529 S.

eine Verbesserung der Soldatenseelsorge über die Stellenpläne hinaus ohne weiteres hätte erreichen können. Die militärische Führung hat zunächst – wie schon früher im alten preußischen Heer – eine Interkonfessionelle Seelsorge favorisiert (aus Sorge, die Schlagkraft der Einheiten könne durch »konfessionelles Gezänk« geschwächt werden. Diese Einstellung schwand mit Kriegsdauer immer mehr). May berichtet, daß im März 1943 die Zahl der Planstellen für die Feldseelsorge beider Konfessionen 1342 betragen habe, davon seien noch keine 1100 Stellen besetzt gewesen. Unter diesen Voraussetzungen war natürlich eine annähernd regelmäßige Seelsorge der Truppenverbände an keiner der Fronten möglich. (Ich habe Ihnen erzählt, daß Paul weder in der Etappenzeit nach dem Frankreichfeldzug noch während seines Serbienaufenthaltes jemals einem Militärgottesdienst beiwohnen konnte. Während seines mehr als dreijährigen Einsatzes an der Ostfront erhielt seine Einheit nur einmal Gelegenheit zum Gottesdienst.) Man soll nachträglich nicht behaupten, die Truppe sei an seelsorgerlicher Betreuung uninteressiert gewesen, die jungen katholischen Soldaten hätten sich ihres Glaubens geschämt und daher Gottesdienstbesuche gemieden.¹¹

Es gab praktisch keine Gottesdienste. Es gibt auch keinen Grund zu behaupten, die Kriegsjahre seien Ausnahmezeiten gewesen: ständiger Vormarsch der Truppe, ständiger Rückmarsch der Truppe, jahrelang. Das stimmt so nicht. Situationen, mit denen die Pastoral nicht fertigwerden konnte, gab es gewiß. Das blieben Situationen, sie waren zeitlich begrenzt. Es gab an keiner Front durchgehend »Krieg«, für keine Einheit, auch nicht an der Ostfront. Es bleibt unerfindlich und unerklärlich, weshalb die Möglichkeiten, die es zur Verbesserung der Militärseelsorge an der Front gab, nicht wahrgenommen worden sind. So gab es in fast allen größeren Verbänden Priester, die Sanitäts- oder Waffendienst leisteten. Die militärischen Vorgesetzten machten fast nie Schwierigkeiten, wenn diese Priester für die Kameraden das Meßopfer feiern wollten, und die Partei war ja weit weg. Nein, die Einsprüche kamen von anderer Seite. Bitte, haben Sie Verständnis, wenn ich der Frage der Militärseelsorge während des Zweiten Weltkrieges so penetrant nachgehe. Denn wir müssen als katholische Christen uns immer wieder fragen: Gehört es nach unserem Glauben zu den unabdingbaren Pflichten der Hirten, die Herde zu weiden, auch wenn vieles dagegen steht? Und ferner: Was kann dieses Weiden heißen in der Situation eines Krieges, der ständig dazu neigt, zum Verbrechen zu werden? Ich meine – und auch Paul war immer dieser Meinung – nichts anderes als Schutz der Gefährdeten durch das Sakrament, die einzig sichernde Kraft für die in diesem Krieg Stehenden und vor der sie ständig bedrohenden Gewalt eben dieses Verbrechens. Hier bleiben Fragen offen. Verantwortungen sind nie abgeklärt worden. Man sollte sich vor raschen Entschuldigungen hüten.

Nun aber zu Pauls Freunden, den Treuhändern seiner Berufung in der Missionsgesellschaft. Ich erzählte Ihnen ja schon: Seit dem Sommer des Frankreichfeldzuges gab es zwischen Paul und dem Vaalener Haus keine Kontakte mehr. Es waren die Monate, in welchen die Klosterschulen der Gesellschaft geschlossen wurden. Die verantwortlichen Leiter der Gesellschaft werden den Kopf voll gehabt haben von den Folgen der Schließung der Häuser. Aber zu irgendeinem Zeitpunkt mußte ja eine gewisse Normalität auch bei ihnen wieder eintreten, so wie Krieg und Diktatur ihren Alltag

¹¹ Man lese den Erfahrungsbericht von Bischof Tewes nach, a.a.O., S. 281f.

hatten. Und da hätte es nahegelegen, daß jemand von den Patres darangegangen wäre, sich um die zerstreute Herde der an allen Fronten eingesetzten Klosterschüler zu kümmern. Das aber geschah nicht. Paul hat für dieses unbegreifliche Verhalten damals eigentlich nur eine Erklärung gehabt: daß die Partei die entscheidenden Persönlichkeiten der Missionsgesellschaft zeitweilig in Haft genommen habe und die in der Freiheit Verbliebenen der Gesellschaft vor lauter Angst in alle Richtungen davongelaufen seien. Ich bin da anderer Meinung als Paul. Ich glaube, zwischen dem Verhalten der Bischöfe gegenüber ihrer Hirtenpflicht für die an den Fronten stehenden katholischen Soldaten – niemand sollte sich einfallen lassen, mit dem Hinweis auf die formalrechtliche Delegation der Verantwortung auf den Militärbischof diese Hirtenpflicht zu relativieren – und dem begrenzten, fast stumpfen Blick der Ordensleitung für die Werte, für die es einzustehen und sich einzusetzen galt, bestand ein gewisser Zusammenhang: Diese Werte waren eben nicht beschlagnahmte Häuser, Finanzen, Vermögen, Zeitungen, materielle Dinge also, meinetwegen die Voraussetzungen einer funktionierenden Friedenspastoral, sondern Menschen, Menschen, die bereit gewesen waren, einer großen Aufgabe zu dienen und die nun erfahren mußten, daß sie schlicht vergessen wurden und vergessen waren.

Doch keine Anklagen. Sie wissen ja, wie Paul darüber denkt. Er hat seinen Weg über die Schlachtfelder dieses Krieges, zumal im Osten, immer als Zeichen einer besonderen Fügung erfahren. Es war häufig ein Weg in die Verhüllung, Unkenntlichkeit und damit Unangreifbarkeit seiner Person, wenn er in die Familien des »Feindvolkes« eintauchte. Es war nie seine Entscheidung, wenn er sich gegen die Ordnung klarer Freund-Feind-Fronten stellte. Er verhielt sich nur so, wie er sich verhalten mußte: Er konnte im anderen keinen Feind und Gegner sehen. Und da ihm das offensichtlich anstand, fand er an allen drei Fronten bis zuletzt – bis in das grauenvolle Ende eines grauenvollen Krieges – Menschen, die seines Geistes waren, die ohne Vorbehalte auf ihn zugen. Und das nicht für ein paar Stunden Small-talk.

Gefährdungen physischer Art gab es genug. Dreimal vergaßen ihn die Kameraden zu wecken, als sie von russischen Stoßtrupps überrascht wurden und Paul seinen Nachtschlaf nachholte, und mehr als einmal war Paul der letzte, der sich vom Feind absetzte. Aber wie es ihm wie ein Wunder erschien, daß er unverletzt fliehen konnte, so schien es ihm nicht weniger wunderbar, daß er seine Kameraden auf der Flucht immer wiederfand. Keinen der großen russischen Angriffe und Durchbrüche, weder den von Minsk noch von Baranow, noch von Forst hat er miterlebt. Er wurde immer wenige Tage zuvor aus der Einheit genommen: auf Urlaub geschickt oder auf Kommando. Und als er am 8. Mai bei Tangermünde über die Elbbrücke in amerikanische Gefangenschaft ging, schickten ihn die Amerikaner nicht zurück – in russische Gefangenschaft, entgegen der Absprache der Sieger.

Das alles wurde ihm gewährt, geschenkt. Warum ihm? Warum nicht den ungezählten anderen? Freunden? Kameraden? Die zu sterben hatten? Die frei von Schuld wie er, Paul, soviel Sünder waren wie er? Das alles ist und bleibt unbegreiflich. Und doch kann keiner der Männer, die nach fast sechs Jahren Fronteinsatz einigermmaßen unversehrt in die Heimat zurückkamen, an der Frage vorbei: Warum gerade ich? Warum nicht die anderen, die irgendwo draußen geblieben sind?

Ich habe Ihnen ja schon einmal gesagt, daß Paul – seit den Tagen des Frankreichfeldzuges – sich mit der Frage befaßt hat, wer ihn wohl während des Krieges vor den

Gefährdungen des Leibes und der Seele stellvertretend gesichert habe, da ihm der Zugang zu den Gnadenmitteln der Kirche durch die Umstände verwehrt war. Wenn ich ihn darauf hinwies, daß das eine überflüssige Frage sei, denn sie beantworte sich letztlich aus dem unerforschlichen Willen Gottes, pflegte er mich fast barsch anzufahren: Du glaubst eben nicht an die sichernde Kraft des Sakraments, so wenig wie du an die Kraft des fürbittenden Gebetes glaubst. Du weißt wohl, daß die Schrift von ihm sagt, es könne Berge versetzen, aber du glaubst nicht daran. Wenn ich mich dann wehrte und einwand, ich hätte ja gar nichts gegen seinen Glauben, sondern nur gegen sein Suchen und Grübeln darüber, wer oder welche Menschen es seien, die ihn durch den Irrsinn dieses Krieges trügen – dies hielt ich für überflüssig, um nicht zu sagen für vorwitzig –, dann schwieg er. Aber ich weiß, daß er fest davon überzeugt war, daß ihn jemand sicherte, und wenn ich annahm, daß er da eine bestimmte Person im Auge hatte, so wurde mir nach dem Krieg bestätigt, daß er seinen Beter und Fürsprecher seit langem kannte, allerdings nicht wußte, welchen Gefahren diese Person durch ihren Dienst für ihn sich aussetzte.

Paul ist zweimal vom Militärbefehlshaber in Frankreich 1944 wegen Verstoßes im Briefverkehr mit Personen im Besetzten Gebiet bei seiner Division angezeigt worden. Es läßt sich nicht mehr aufklären, wer diese Anzeigen veranlaßt hatte. Sicher nicht die Dienststelle, die sie an Pauls Division weitergab. Briefverkehr zwischen deutschen Soldaten und Zivilpersonen in besetzten Gebieten (also auch nicht-deutschen Staatsangehörigen) war durch die Verordnung vom 2. September 1941 für den Bereich des Besetzten Frankreich zulässig. Vermutlich kamen die Anzeigen von einer Kontrollbehörde des Befehlshabers des Sicherheitsdienstes in Frankreich (Dr. Knochen). Jedesmal, wenn der Divisionsrichter einen Termin zur Vorladung Pauls angesetzt hatte, kam es vorher zu Kampfhandlungen, und der Termin fiel aus. Paul und seine Vorgesetzten wußten nicht, wogegen sich Paul verfehlt haben sollte. Es war in der Stabseinheit bekannt, daß er regelmäßig Briefe und Päckchen aus Frankreich empfing und daß er auch regelmäßig Post an eine befreundete französische Familie schickte. Bis zum 6. Juni, dem Tage der Invasion, hatte es deswegen niemals Schwierigkeiten gegeben. Paul hatte diese Familie bei seinem zweiten Frankreichaufenthalt in Joigny kennengelernt. Er wohnte als Schreiber der Stabsbatterie im Sommer 1941 in einem Zimmer des Hotels Duc du Bourgogne mit Blick auf die schmale rue Henri Bonnerot. Seinem Fenster gegenüber lag das Haus des Plombiers Jean Saliège, eines Mannes mittleren Alters, der mit vier Gesellen und drei alten Vehikeln in Stadt und Land die notwendigsten Reparaturen an den Installationen uralter Bauten vornahm. Er und seine Frau Alice stammten aus Douchy, dreißig Kilometer westlich von Joigny, beide aus vermögenden Häusern. Sie hatten zwei Kinder, Renée und Jacquot, die Tochter – damals 1941 – noch keine achtzehn, Jacquot sieben Jahre. Nach Pauls eigenem Bericht vollzog sich sein Eintritt in die Familie Saliège in drei Schritten: einem pragmatischen, den er, Paul, setzte. Als er den Verschluß einer Flasche nicht öffnen konnte, ging er in die Werkstatt von M. Saliège und bat den Patron um eine Zange; den zweiten Schritt, eine Sympathiebekundung, setzte Madame Saliège. Sie sprach Paul am Morgen des 22. Juni – von Fenster zu Fenster – an: Wissen Sie, daß Krieg ist mit Rußland? Schlimm. – Und einem dritten Schritt, der wiederum von Paul ausging: Er warf einen Tag später – wiederum von Fenster zu Fenster – der Tochter des Hauses ein paar Blumen zu.

Paul hat sich später öfter gefragt, ob es allein das Mädchen gewesen sei, das ihm die Familie interessant erscheinen ließ. Denn er war ja trotz Fehlen jedes Kontaktes mit seiner früheren Schule noch immer seiner Überzeugung nach das, was er werden wollte: Mitglied der Missionsgesellschaft. Und er wußte, daß junge Mädchen Jünglinge mit seinen Berufsplänen nicht zu lange verzaubern durften.

Nein, was ihn hier fesselte, war sicher mehr als ein hübsches Gesicht. Die vier Salièges waren von so unterschiedlicher Erscheinung, daß man schwerlich annehmen konnte, sie gehörten zu einer Familie. Er war ein Typ wie Georges Bidault, sie, die Mutter, am ehesten das darstellend, was ein Deutscher damals von einer Französin träumte: ein fragonardscher Typ; der Junge Knirps und verwöhntes Muttersöhnchen; Renée, die Tochter, ganz unfranzösisch, in ihrer Erscheinung vergleichbar der Hendrickje Stoffels, wie man sie heute im Dahlemer Museum sehen kann. Die Frage, was die Familie Saliège an ihm, Paul, für ein Interesse haben konnte, hat sich Paul damals nicht gestellt. Er erzählte mir später, er habe sich mit dem Pfarrer von St. Jean bekannt gemacht, und der habe dem Patron erzählt, daß sein neuer deutscher Nachbar ein ungewöhnlicher Vogel sei. Mir schien das wenig glaubhaft. Immerhin war es möglich, daß Pauls Berufsabsichten die Familie interessierten. Doch warum? Die Familie Saliège war natürlich katholisch, aber sie praktizierte ihren Glauben nicht, wie die überwältigende Zahl der Franzosen, die in den Regionen der Nord-Südachse des Landes (Lille-Toulouse) lebten. Glaubensbekundung bei Taufe, Kommunion, Firmung, Trauung und Bestattung – das war alles. Die Salièges waren 1941 zweifellos pagani, ihr religiöses Wissen war null, was nicht ausschließt, daß sie damals freundliche Beziehungen zu den beiden Pfarrhöfen der Stadt und den wenigen aktiven katholischen Honoratioren unterhielten. Schon aus Geschäftsgründen.

Paul wurde zwischen Juni und August von den Salièges regelmäßig zum Essen eingeladen, wenn er nicht mit seiner Handballmannschaft unterwegs war. Das Gespräch drehte sich meist um politische und historische Fragen, seltener um Religion und Kirche. Bei allem gegenseitigen Interesse gab es kein Anzeichen dafür, daß die Bekanntschaft über die gemeinsam verbrachte Zeit hinaus dauern würde.

Aber sie dauerte weiter, und sie überdauerte den Krieg. Renées Briefe und Pakete erreichten Paul an allen Fronten, gewiß zuweilen mit Verzögerungen, aber in der Regel zuverlässig. Was sie schrieb, betraf alltägliche Vorgänge in Haus, Familie und Betrieb, kaum je ein politisches Wort, und auch Paul beschränkte seine Antworten auf unverfängliche Beobachtungen, Hinweise und Geschichten. Weihnachten 1943 – Paul kam gerade von seinem zweiten Urlaub aus Leipzig zur Front zurück – fragte sie an, ob er damit einverstanden sei, wenn sie als Arbeitskraft freiwillig nach Deutschland gehe, sie könnte dann seine Eltern besuchen und kennenlernen. Paul riet ab, die Sache schien ihm zu unsicher und gefährlich. Doch sie verfolgte den Plan weiter und sprach sich mit seinen Eltern ab, wartete, nachdem sie durch das Amt Sauckel dienstverpflichtet war, den ganzen Frühsommer über auf den Abtransport nach Deutschland. Umsonst. Nach dem Durchbruch der Alliierten bei Avranches (31. 7.) und Falaise (16. 8.) rollten keine Transporte mehr mit französischen Arbeitern nach Deutschland.

1948 hatte ich zum erstenmal Gelegenheit, Deutschland zu verlassen. Ich fuhr für vier Wochen zum Ernteeinsatz in die Schweiz. Paul bat mich, Renée in Basel zu

treffen, ich sollte sie kennenlernen und ihr ausrichten, daß Paul, sobald dies möglich sei, sie und ihre Familie in Joigny besuchen werde.

Renée, von mir gefragt, sagte sofort zu. Wir trafen uns Anfang Juni. Ich holte sie am Bahnhof SBB ab, erkannte sie sofort. Ihre Erscheinung entsprach meinen Erwartungen, ihre Zurückhaltung, ja Förmlichkeit hingegen überraschten mich. Vielleicht daß sie doch enttäuscht war, Paul – nach sieben Jahren Trennung – immer noch nicht wieder sehen zu können. Am Abend nach dem Essen taute sie dann auf und wurde gesprächiger. Ich versuchte ihr die Schwierigkeiten klarzumachen, von denen der Alltag damals in Deutschland bestimmt war, auch daß Paul nur die Möglichkeit habe, als *Travailleur libre* nach Frankreich zu gehen. Beim Arbeitsamt Auxerre müsse der Antrag gestellt werden. Ob ihr Vater damit einverstanden sei? Natürlich, meinte sie. Ich fragte sie dann, wie das damals 1941 gewesen sei, der Eintritt Pauls in ihre Familie. Sie meinte: Er war einfach da. Alles, was Paul mir über seinen Umgang mit der Familie Saliège im Sommer 1941 erzählt hatte, stimmte nach dem, was mir jetzt Renée berichtete, nur zum Teil. Ein Interesse irgendwelcher Art an ihm habe ihre Familie nie gehabt. Vielleicht – wenn das ein Interesse begründen könne – daß Pauls Erscheinung und Art allen Vorstellungen, die man sich damals in der französischen Provinz von einem Eleven eines *Petit Séminaire* machte, Hohn sprachen. Und trotzdem bestehe für sie und ihre Mutter kein Zweifel, daß sein, Pauls, Aufenthalt in ihrer Familie sie und ihre Eltern wieder in den Schoß der Kirche und zur Praxis des Glaubens zurückgeführt habe. »Par la finesse de la Providence«, fügte sie hinzu. Ich: Wieso durch Lis? Darauf sie: Mein Gott, begreifen Sie nicht, ich war blutjung, und er war der erste Mann, der mir begegnete.

Das habe zur Folge gehabt, daß Paul in ihrer Familie immer gegenwärtig war durch alle Jahre des Krieges hindurch und sowohl ihre Mutter als auch sie nie vergaß, seiner täglich zu gedenken. Sie habe seine Briefe ihren Eltern vorgelesen, so gut wie sie das konnte, denn ihre Kenntnisse in der deutschen Sprache seien damals noch mangelhaft gewesen. Dies sei auch einer der Gründe gewesen, weshalb sie noch während des Krieges als Arbeiterin nach Deutschland hatte gehen wollen. Daher ihre Schritte beim Amte Sauckel. Aber das alles, fügte sie leiser werdend hinzu, blieb natürlich nicht unentdeckt.

Als ich sie bat, weiterzusprechen, deckte sie mir nach und nach auf, was der Preis der Freundschaft, Liebe und Treue gewesen war, damals, unmittelbar nachdem die Kampfhandlungen in ihrer Region beendet waren.

Sie kennen gewiß Alain Resnais' Film: *Hiroshima Mon Amour*. Der Text des Buches, zumindest das *Exposé*, stammt von Marguerite Duras. (Paul hat mit ihr in den sechziger Jahren kurz zusammengearbeitet.) Es skizziert die Begegnung einer Französin mit einem Japaner 1957 in Hiroshima. In diesen Rahmen hinein stellt Frau Duras wie auch der Film die Lebensschicksale der beiden. Das der Frau, einer dreißigjährigen Französin aus Nevers, ist überschattet von ihrer Liebe zu einem deutschen Soldaten. Sie hatte ihn 1944 in der Apotheke ihres Vaters kennengelernt. Der junge Mann ist tot. Erschossen am letzten Tag seines Aufenthalts in Nevers. Rache der *Résistance*. Die junge Frau wird in ein Sammellager gebracht, ihr Haar geschoren, dann durch die Straßen der Stadt geführt. Ein Jahr lang bleibt sie wie tot im Keller des väterlichen Hauses, der fehlenden Haare und der zu fürchtenden Rache wegen. Als sie im August 1945 nach Paris kommt, »stand das Wort Hiroshima in allen Zeitungsblät-

tern« (Duras). Das gleiche, was Frau Duras in dieser Erzählung, dem Filmexposé, berichtet, widerfuhr unmittelbar nach Ende der Kampfhandlungen in Burgund Renée. Man verhaftete sie, schor ihr das Haar, spie sie an, schleppte sie durch die Stadt unter Schmähungen: eine junge Frau, noch keine 21 Jahre alt, die einen jungen Mann durch die Kraft ihres Gebets, ihrer Treue und Liebe gehalten und beschirmt hatte, einen Mann, der, weil »Feind«, keinen Schutz und keine Hilfe verdient hatte.

So war das. Paul hat das damals nicht gewußt; ich habe ihm später nicht erzählt, was mir Renée an diesem Abend anvertraut hat. Ich glaube, er hat es auch von ihr nicht erfahren.

GLOSSEN

VOR VIERHUNDERTFÜNFZIG JAHREN wurde Sir Thomas More am Tower Hill in London hingerichtet; vor fünfzig Jahren sprach Rom ihn heilig. – Daß ein Heiliger seine Biographen ganz in seinen Bann zieht, gehört nicht zu den kirchlichen Vorbedingungen für seine Heiligsprechung. Im Fall von Sir Thomas More jedoch haben bisher selbst gegenrische Biographen dem Charme seiner Persönlichkeit nicht zu widerstehen vermocht. Ob es das Englische an ihm war, sein Humor, seine ironische Weltsicht, sein Erzählertalent, das den Autor der »UTOPIA« zwischen Chaucer und Shakespeare einstuft, die Liebe zu seiner Familie, zu seinen Freunden, seinem Haus, dem Garten oder den vierbeinigen Lieblingen – er fällt allein schon durch seine sympathisch-menschlichen Züge und Schwächen aus der Reihe der unbeirrbar auf die Erstürmung des Himmels konzentrierten Heiligen. »Wenn man etwas nicht zum Guten wenden kann, muß man es so zu wenden trachten, daß es nicht ganz schlecht wird,« sagte More und lebte nach diesem politisch klugen Motto, entrichtete dem »Kaiser« den schuldigen Tribut, bewahrte eine Zeitlang bewußt Schweigen hinsichtlich der Gültigkeit der Ehe Heinrichs VIII. mit Katharina von Aragon, sowie der Suprematieakte. Aber zuletzt ließ er keinen Zweifel an seinen wahren Prioritäten und vermochte für alle Zeiten in wenigen Worten sein Image als »des Königs treuer Diener, aber Gottes zuerst« zu prägen.

Sein Freund Erasmus von Rotterdam gab 1519 in einem Brief an Ulrich von Hutten die

früheste, erhaltene Charakterbeschreibung von More: 41 Jahre alt stand er damals in der Blüte seines Lebens, ein Mann von Geist, ein Gelehrter, ein Frommer, aber kein klerikaler Laie, vor allem ein großer Staatsmann, Berater des Tudorkönigs. Heinrich war damals noch ein beliebter Fürst. Sein zunehmender Leibesumfang (von 88 cm auf 137 cm), aus den beiden erhaltenen königlichen Ritterrüstungen ersichtlich, steht gewissermaßen im richtigen Verhältnis zu seinem wachsenden Machtwahn. Erasmus verbrachte drei Jahre im Hause More am Chelsea Ufer, bis er sich's mit Frau Alice, der Hausherrin, Mores zweiter Frau, verscherzte. Sie stieß ihn nicht nur durch ihre Häßlichkeit ab – sie hatte auch nichts für internationale Intellektuelle seines frivolen Schlages übrig, schon gar nicht für lateinische Bonmots und Zoten, die da an ihrem Tisch im fröhlichgeselligen Kreise auch anderer geistiger Größen der europäischen Renaissance ausgetauscht wurden, und die sie nicht verstand.

Erasmus betont, daß More Trägheit, eitler Zeitvertreib, Glücksspiele, bloße Äußerlichkeiten verhaßt seien, er Einfachheit und Rechtschaffenheit liebe, seinen Wein mit Wasser verdünnt trinke, leidenschaftlich gern Eier esse, aber Enthaltensamkeit übe. Von dem härenen Hemd, das More stets trug, wußte nur die Lieblingstochter Margaret, die es gelegentlich wusch. More hätte eigentlich Priester werden wollen, schreibt Erasmus. Aber es habe ihn zu heiraten gedrängt – er wollte lieber ein guter Ehemann als ein schlechter